

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 50

Buchbesprechung: Neue Schweizer Bücher

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wo si di underi Schtadt verla hei, nimmt Chriſchke-n=obe-n=am Murſchtaſde ſi Muugyge, en ächti Knittlinger, die-n=er hüt im Zytgloggelaſdeli bim Cigarre-Murer konſt het, vüre u fat a ſchpiale: „Ha-n-i mis Schäzeli ſcho lang mit meh gſeh“ und „Im Aeröi ſi zwöi Liebi“, darf natürliſch o mit fähle, ſo daß Bäbi ſei im Glück ſchwümt.

Es geit untereinig es ſur's Lüſtli; Bäbi fat es a z'schudere, rüdt geng näher zu Chriſchte zue u chüſchelet ihm iſz i d's Ohr: „Gäu Chriſchte, mir hei hüt gwünnt e feine Tag verläbt, aber es gſaut mer haut doch niene beſſer, aus da bi dir; i wett ömu um viu nit tuſche mit e re Vorſchellung vom Agoschton, u we-n=er no grad einiſch ſo ſchön zuſtere chönn!“

Das wohl, das hett's du Chriſchte chönn. „Lebe grad e ſo, Bäbi, ganz uverſtange!“ är nimmt's du a-n=es Aerſeli u git ihm es tolls Müntſchi, daß bigoſch d'r Schümu a fat d'Ohr ſchpiale.

Es blikt eis Schtärli nach em andere-n=uf am Himmelſdom u di Beide vernähme blos no das melo- diſche Riuſche vo d'r Schweli u d'r wyt Märitärm us d'r Hooptſchadt.

* * *

No öppis vom Ziebelemärit.

No bis zur gägewärtige Zyt wird d'r Ziebelemärit, dä glychzitig mit em Chadelimärit i d'r Herbschtmäz jämefallt, zu Ehre vo däm gſunde, unetbehrleche Gwächs, ganz ſchpeziell vo d'r Schtadtbärnische Bevölkerung hōch gſret.

Scho ſit alte Zyte mues d'r Ziebelemärit i hiesiger Schtadt e wichti Rolle gſpielt ha, vo wäge er wird ſcho vom Jahr 1500 ewägg urkundli erwähnt. Dazumal het aber dä Märit no nit ſo gwaltig Dimäſeone-n=agnoh, wie hützutags; es iſch nachgewieſe, daß vor e paar hundert Johre vom Zytglogge bis z'oberiſt a d'Meckergaſ ſi Ziebele ſei; bote worde, dahär no iſz d'r Name „Ziebelegäſli“.

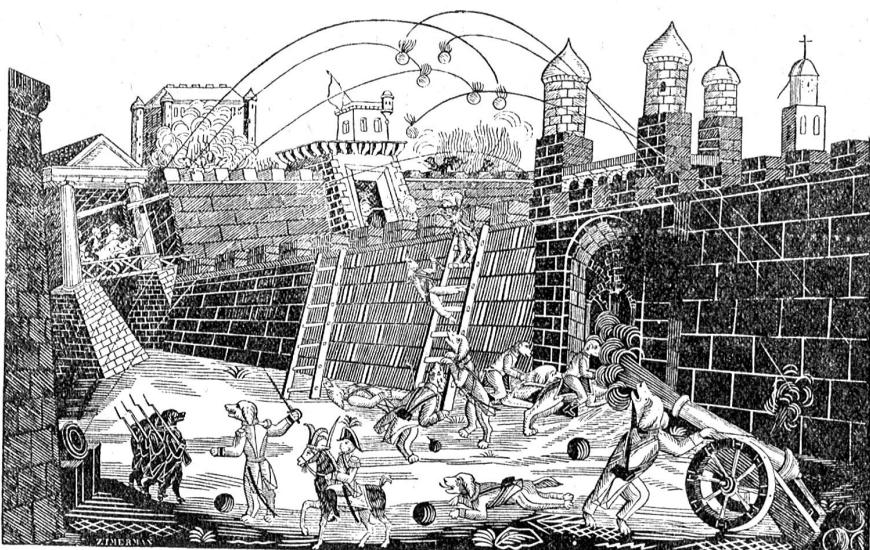
D'r Ziebelemärit duuret bekanntlech nume-n=ei Tag o zwar am leſtſte Mändig vom Wintermonet, als am Eröffnungstag vo d'r Herbschtmäz, wo vom Morge bis i ſchpäte-n=Abe-n=e läbhafti Handel tribe wird mit Ziebele, Chnoblech, rot Nättech, Meerrättech, Sellerie, Louch, rot Rüebli, Artofūji, Röſelichöhli, Aerbs, Böhnli, Rüß u Cheschtele.

Wär nid z'Bärn ufgwachſe-n=ifch u di ſchettliſche Verhältnis nid kennt, tuet d'Uoge nid übel uf, we-n=er d's erscht Mal ſo ne Ziebelemärit gſeh. So öppis cha me halt nume z'Bärn gſeh, ſettigi Hüüſe u Bärge vo Ziebele, di ſcho ſit alte Zyte a däm Tag vo z'oberiſt d'r Schpittelgaſ bis wyt i di underi Schtadt abe und i de leſtſte Jahre no i d'r undere Schtadt und uf em Weisheuſplatz feil bote wärde.

(Ende.)

Großes Mailänder Hunde- und Affentheater.

Waisenhausplatz in Bern. Erste Bude.



Reproduktion eines Plakates von der Berner Messe aus dem Jahr 1849.

schrieb. Neben Stellen von paſſender Anſchaulichkeit ſolche von einer ausgetüftelten Spekulation; neben Partien mit einer fließenden, ſpannenden Handlung ſolche mit langen, monotonen Selbſtanalysen. Auch ſtofflich betrachtet hinterläßt das Buch die widersprechendsten Eindrücke. Es nennt ſich Roman; die Einheit der acht Teile, in die das Ganze zerfällt, iſt durch die konſequent und künstlerisch einwandfrei durchgeführte Ichform ſeitgehalten. Gewiß, aber die Einheitshandlung fehlt; die acht Kapitel sind acht ſelbständige Erzählungen mit eigenen in ſich abgeschloſſenen Handlungen; ein epiſcher Zusammenhang beſteht nicht unter ihnen; ein Roman im herkömmlichen Sinne iſt „Vorfrühling“ keinesfalls. Widersprechend sind die Eindrücke, die der Held des Buches auslöst. Es iſt diesmal der Knabe und Heranwüchſling Peter Bucher. In seinem ersten, nunmehr vom Dichter zurückgezogenen Roman, war Peter Buchers Lebensentwickelung bis zum tragischen Ausgang durchgeführt. „Vorfrühling“ will das Werden eines Charakters in den der Reife vorangehenden Entwicklungsjahren ſchildern. Das heißt, ein Werden iſt just nicht geſchildert: Peter Bucher bleibt ſich durch das ganze Buch hindurch der gleiche leidenschaftliche, verträumte, unſtete, ichgequälte Junge, der anscheinend trok ſeiner hohen geiſtigen Befähigung kein Ziel in ſich trägt. Es genügt dem Dichter, diesen Bubendcharakter in ſeiner starren Inſichgeſchloſſenheit zu zeichnen und die Konſliſte und Glückſelemente anzudeuten, die ſich für diesen Charakter aus ſeinem Zusammentreffen mit ähnlichen oder unähnlichen Menſchen oder mit der Natur ergeben. Es iſt ſchade um das Buch, daß der Ichheld diese Entwicklung zu einer höheren Weſenheit nicht durchmacht. Es bleibt dadurch die Kunſt des Dichters im Kōnnen ſtecken; und dieses Kōnnen iſt ichgebunden und ichſüchtig und wirkt darum nicht erhebend und befreiend. Das iſt negative und unfruchtbare Kunſt.

Schade um das eminente Kōnnen Alfred Fanthauſers! Da beschreibt er ein Bubenerlebnis mit Hummeln, das eine geradezu großartige Darstellungskunſt verrät. Wir ſehen den Peter auf der Jagd nach einer besonders interessanten, aber

Neue Schweizer Bücher.

V.

Alfred Fanthauer, Vorfrühling. Roman. — Grethlein & Cie., Zürich-Leipzig.

Es liegt hier eine eigentümliche literarische Erscheinung vor uns: Ein Buch voller Gegensätze. Neben Stellen von dichterischer Kraft, wie man ſie ſelten begegnet, liegen matte und wirkungsloſe, die der Denker aber nicht der Dichter

seltenen Hummelart; bereits hat er daheim eine Sammlung von 36 Hummelnölkern — nach Bubenart hat er sie nächtlich samt ihrem Nest in ein Kästchen geborgen und in seinen Hummelsstand eingeordnet. Mit einer wilden Jagdleidenschaft, die sich schier zur tragischen Selbstaufgabe steigert, lauert Peter auf die gelbe Königin. Hier war der Dichter auf dem Wege, eine wirkungsvolle Groteske zu schreiben. Dass er auf halbem Wege stehen blieb — er durfte ihn nicht zu Ende gehen des Rahmens wegen — beraubt seine heile Erzählung der reinen künstlerischen Wirkung. In diesem Zusammenhang ist sie zu phantastisch und grotesk; es fehlt das objektive Lächeln über die Bubenleidenschaft, es fehlt der künstlerische Schluss, der irgendwie das Hummelerlebnis hätte für den Charakter des Knaben fruchtbar machen sollen. Es fehlt auch den andern hier dargestellten Knabenerlebnissen die erlösende oder die Romanhandlung vertiefende Abrundung, während anderseits die Höhepunkte bis ins Groteske gesteigert sind: so in „Sebulon“, der Erzählung vom riesenstarken, haszverbissenen Verdingbuben, so in „Die beiden Fremden“, wo der Geizelhieb unglaublich und der Schluss schwach wirken.

Alfred Faulkauier gehört unstreitig zu den geistvollsten und intelligentesten der heutigen schweizerischen Schriftsteller. Aber er scheint nicht die Kraft zu besitzen, sich von einer Subjektivität zu befreien, die ihn immer und immer wieder die Ziele der reinen hohen Kunst aus den Augen verlieren lässt, nämlich: Ideale zu pflanzen, innere Schönheiten aufzuzeigen und erstrebenswert zu machen.

Joseph Reinhardt, 's Mueterguet. Geschichten us myner Heimat: D'Mueter, Dr Heimwag, 's Mueterguet, 's Fluehbehli und sy Buch. — Aus der Sammlung „Stab-Bücherei“, Verlag von F. Reinhardt, Basel. 135 S. Fr. 3.—.

Es kam mir kürzlich im Grossratssaal, wo Joseph Reinhardt aus seinem neuesten Büchlein vorlas, wieder neu zum Bewusstsein, aus welch einem reichen und tiefen Born der Poesie dieser Dichter schöpft. Er las die Erzählung „'s Fluehbehli“ vor, in der das Eheproblem, von einer interessanten Seite her betrachtet, zur Darstellung kommt. So modern die Fragestellung anmutet: Soll ein Mensch, der nicht die Kraft zur Treue in sich fühlt, die Ehe schließen? — so apodiktisch streng, der Forderung des Sittengesetzes entsprechend, lautet die Antwort: er soll es nicht tun. Die Frauen — die mütterlichen Frauen — sind die Wächter und Schützer dieses Sittengesetzes. Bei Reinhardt bekommen sie immer Recht, diese mütterlichen Frauen. Und zwar deshalb, weil sie die wahre und große Liebe in sich tragen, der sich auch der eigenwilligste Mann beugen muss. Beugen muss aus Achtung und Überzeugung, denn es ist diese Liebe das einzige Band, das unsere zerrissene und zerfahrene Welt noch zusammen hält.

Das Urbild dieser Liebe, wie sie Joseph Reinhardt in den Mittelpunkt seiner Dichterwelt stellt, ist die Mutter — die eigene Mutter. Hat je ein Dichter seine Mutter so hoch gehalten, so bis ins kleinste hinein geannt, so lebendig in der Seele getragen? Wir wüssten kein Beispiel in der Literatur. Reinhardt wird nicht müde, ihr Lob zu singen; in allen seinen vielen Kindergeschichten steht sie im Zentrum des Fühlens. Und immer ist sie die Verkörperung des Wohlmeinens, der Dankbarkeit gegen Gott, der Versöhnlichkeit — mit einem Wort: der Liebe. Und nun sah er all das Schöne, das er seiner Mutter schon nachgerühmt hat — nie sentimental oder prahlreich, nein, immer wahr und tiefempfunden gestaltet — zusammen in einem Lebens- und Charakterbild: D'Mueter. „Es Andänke“ bekennt er schlicht; es ist mehr: eine Apotheose voll innigster Empfindung, mit pochendem Herzen geschrieben, mit leuchtenden Poetenaugen erichaut. — Wir versagen uns die Beweisführung und die Zitate. Für die, die Reinharts Tiefe und Kraft kennen, ist sie nicht von nötzen. Den andern rufen wir zu: Greift zu diesem herzigen Büchlein und lernt ihn kennen! Münscht Euch das Bändchen unter den Weihnachtsbaum, es geht ein Liebesseggen von ihm aus, der Euch erhebt und beglückt!

H. B.

Julie Bondelis Hofstaat*).

* Aus „Novae Deliciae Urbis Bernae“ oder das goldene Zeitalter Berns v. Sigmund Wagner, („Neues Berner Taschenbuch“ 1916, Berg. Prof. Lütteler) Orthographie des Originals beibehalten. Man vergleiche die Beprechung des Willi Haller Vortrages im zweiten Blatt.

Den Winter brachte Julie Bondeli meistens mit kurzen Ausnahmen, die sie für Besuche bei ihren Verwandten oder Freindinnen in Neuchatel machte, in Bern zu, wo sie von den ausgezeichnetesten ältern und jüngern Damen der ersten Cotterien gesucht, besucht und täglich eingeladen wurde. Doch gehörte sie vorzüglich zu einer engern geschlossenen Societät von ungefähr ein Dutzend Damen und Herren, wo nur die gebildetsten Herren von Bern als Mitglieder aufgenommen wurden. In dieser engern Societät wurden die Abende auf die unterhaltendste und manigfaltigste oder verschiedenartigste Weise zugebracht. Bald war es die Lectur vorzüglich der neuesten kleinen Werke Voltaires oder des Königs von Preußen oder Montesquieus und Helvetius, Crebillons oder des einen oder andern Rousseaus die einen Theil der soiree ausführte, alldieweil Musik den andern beschloß. Andere male wurden kleine Proverben oft von der Gesellschaft selbst improvisirt gespielt oder einzelne Szenen aus Molliere von einigen aufgeführt, alldieweil die andern die Zuschauer machten. Nicht selten ward Musik gemacht, von einem geschickten Klavier- oder Flötenspieler aus der Gesellschaft und von den andern dazu getanzt, selbst gesellschaftliche Witze oder Pfänder: selbst Baurien, Blumpfak und dergleichen wurden nicht verachtet, auch Karten, Schach, Brett, Damen und andere dergleichen jugendliche Spiele waren nicht verbannt. In guter Gesellschaft bleibt alles schlicht, Güte und geistreiche Unterhaltung waren jedoch immer das Fundament und der Grundton von allem. Auch das Theater, denn damals kam von Zeit zu Zeit im Winter die sehr gute Akermannsche Schauspielergesellschaft nach Bern, gewährte dieser Societät manchen genügenden Abend. Hatte einer der Herren oder eine der Damen selbst den Versuch eines Gedichtes oder irgend einer andern schriftstellerischen Arbeit gemacht, so ward dieselbe vom Verfasser dem freundlichstlichen Areopagus vorgelesen mit der aufrichtigsten Bitte den Versuch so streng zu beurtheilen, wie wenn ein Advokat eine Arbeit von Ferron oder Pampignac vorlesen hörte.

Alles dieses, wovon alle übrigen mehr oder minder gebildeten Cotterien immer sogleich Nachricht erhielten, und nachzuahmen trachteten, belebte und erheiterte in kurzen alle Gesellschaften der Stadt und alle bedeutenden Fremden, die durch Bern reisten, suchten Zutritt in diese Societät zu erhalten und besonders der Seele derselben vorgestellt zu werden. Diese allgemeine Verehrung der jungen bernischen Aspasia brachte ihre Gesellschaft eines Tages auf den Gedanken, ihr zu Ehren aber ganz ohne ihr Wissen die alte Sitte der galanten Cour d'amour in Bern wieder einzuführen. Insgeheim wurde ihr also aus den Gliedern der Societät ein Hofstaat gebildet und sie zur Königin ernannt. Einer der Herren ward zu ihrem Premier Minister, ein anderer zu ihrem Hofmarschall, ein dritter zum Staatskanzler, ein jüngerer zum Geheimschreiber und zum Introduceur des Etrangers, eine Dame zur Hofmarschallin, eine andere zur ersten Hofdame, eine zur Lectrice und so weiter ernannt und Diplome für alle diese Aemter ausgefertigt.

Als ihr eines Abends in gesuchter vollständiger Societät, von zwei eigens hiezu erwählten Deputirten, dem ältesten und jüngsten von der Gesellschaft und zwei Damen ebenso, das zierlich in goldner Schrift expedirte Instrument ihrer Erwählung zur Königin und die übrigen Diplome zu den Aemtern ihres Hofstaats zur Besiegung vorgelegt wurden; so nahm sie die Sache obgleich dazu ganz unvorbereitet auf die geistreichste und unternehmendste Art als einen freundlichen und wohlerdachten Scherz, portirte sich dazu auf die gefälligste Art, befahl sogleich ihrem Kanzler jedem Amt einen schönen Titel einer herrschaftlichen Besitzung und ein anständiges reichliches Einkommen beizusezen und theilte dann selbst alle Diplome mit einer komischen und doch äußerst graziblen Feierlichkeit unter sämtliche ihrer Hofbeamten aus, derselben Handkuss mit den feinsten Komplimenten an jeden annehmend. Nie war aber eine Regierung sanfter und doch befolgter als die ihrige, auf eine so volkstümliche Art eingesezt.